

Bjørn Ingvaldsen  
Norwegian Christmas

An dem Tag, als meine Frau nach Hause kam und verkündete, dass sie im Ausland arbeiten wolle, dachte ich nicht weiter darüber nach. Mehr interessierte mich das Praktische.

»Und was ist mit mir?«

»Du kommst mit.«

»Aber was soll ich denn da machen?«

»Das gleiche wie hier natürlich. Schreiben.«

Und so kam es. Ein Romanprojekt im Hinterkopf und zwei Jahre im Ausland. Allein wie das Wort schmeckte. Ausland. Ein Ort draußen in der großen weiten Welt, dieser Welt, die nicht mein Zuhause war, nicht Norwegen. Wir waren natürlich schon häufig in anderen Ländern gewesen. Aber zwei Jahre in einem anderen Land zu leben, das war komisch. So viele kleine Probleme. Wie bezahlt man eine Rechnung? Wo bestellt man einen Internetanschluss für die Wohnung?

Wir fanden eine Wohnung in einem Mietshaus. Der Arbeitgeber meiner Frau regelte das. Eine halbe Stunde mit der Bahn von der Stadt entfernt, mit Wald und Wasser gleich nebenan. Ein friedlicher Ort, an dem ich arbeiten und meine Frau ihre neue Umgebung erkunden konnte. Alle Probleme, die ich zuvor gefürchtet hatte, waren schnell gelöst. Wenn nicht der Arbeitgeber oder die Kollegen meiner Frau halfen, dann gab es immer einen Nachbarn. Er wohnte in dem Mietshaus, seit es er-

baut worden war, und wusste alles, was man wissen musste.

»Frag mich nur«, sagte er immer. »Ich weiß alles, was du wissen musst.«

Jeden Vormittag rief er mich zu sich hinunter in den Hinterhof, um Kaffee zu trinken.

»Komm, lass uns einen Kaffee trinken«, sagte er. »Ich bin Witwer und du ... nun ja. Bist zu Hause. Deine Frau arbeitet für euch beide.«

Eines Tages traute er sich zu fragen.

»Warum arbeitest du eigentlich nicht?«

»Ich schreibe«, antwortete ich. »Einen Roman.«

»Ein Buch? Warum das denn? Kann man damit was verdienen?«

»Später vielleicht, wenn das Buch fertig ist.«

»Hauptsache, du schreibst nicht über mich«, sagte er. Ich erwiderte nichts. Wir schwiegen beide eine Weile, während ich überlegte, was ich sagen könnte.

»Feiert ihr hier auch Weihnachten?«, fragte ich.

Er hielt mir einen langen Vortrag über die Weihnachtsfeiern. Und was es zu essen und zu trinken gab.

»So feiern wir nicht bei uns zu Hause«, sagte ich.

»Aber so feiern wir«, entgegnete er. »Da kannst du dich schon drauf freuen.«

Im ersten Jahr fuhren wir zu Weihnachten nach Hause nach Norwegen. Wir verbrachten den Heiligabend bei meinen Eltern und den ersten Weihnachtstag bei meinen Schwiegereltern. Weihnachten war genauso traditionell und schön, wie ich es mir wünschte. Wir bekamen



die Speisen, die wir immer zu Weihnachten aßen, und sangen die Lieder, die dazugehörten.

»Weihnachten ist doch am schönsten in Norwegen«, seufzte ich nach einem reichhaltigen Mittagessen.

Mein Schwiegervater schaute mich an.

»Weißt du was?«, fragte er und sprach gleich weiter, ohne auf eine Antwort zu warten. »Im nächsten Jahr kommen wir zu euch. Dann feiern wir dort. Das wird bestimmt für uns alle spannend.«

Meine Schwiegermutter und meine Frau waren Feuer und Flamme. Ich versuchte zu protestieren, doch das nützte nichts. Bevor ich mich versah, hatte meine Frau auch meine Eltern angerufen und eingeladen. Sie wollten gern kommen.

»Ja, aber was ist mit dem Essen?«, gab ich zu bedenken. »Wir müssen doch norwegisches Weihnachtessen haben, oder? Wie wir es gewohnt sind.«

»Das wird schon klappen«, beruhigte mein Schwiegervater mich. »Das meiste kriegst du sicher auch da unten bei euch. Und den Rest bringen wir aus Norwegen mit.«

Der Januar kam, wir fuhren ab, und ich vergaß die ganze Weihnachtsfeierei. Bis eines Tages im September. Da rief mein Schwiegervater an.

»Jetzt sind die Tickets bestellt«, sagte er. »Wir haben sie günstig gekriegt, weil wir so rechtzeitig gebucht haben.«

»Wie schön«, sagte ich.

»Ich besorge den Lutefisk, deine Eltern sorgen fürs Pinnekjött, und alles, was noch dazugehört, das besorgt ihr. Ist das in Ordnung?«

»Ausgezeichnet«, sagte ich und überlegte bereits, wo sie schlafen sollten. Wenn die Schwiegereltern unser Schlafzimmer bekamen, dann konnten meine Eltern im Wohnzimmer schlafen. Fehlte nur noch ein Platz für uns zum Schlafen. Vielleicht auf der Küchenbank? Oder in der Badewanne. Aber da würde sich sicher eine Lösung finden.

Die Lösung war der Nachbar.

»Ihr könnt bei mir schlafen«, sagte er. »Ich schlafe auf dem Sofa.«

»Das ist aber nett von dir. Willst du mit uns das Weihnachtessen essen?«

Das wollte er nicht. Er hatte eine Tochter und einige Enkelkinder, mit denen er zusammen essen wollte. Ich hatte sie schon ein paarmal getroffen.

»Das wird sicher gemütlich«, sagte ich.

»Weihnachten ist gemütlich«, antwortete er.

Dann dachten wir nicht weiter an Weihnachten. Der Oktober kam, und der November ging. Die Pläne waren ja klar und alles geregelt. Das Weihnachtessen kam aus Norwegen, und wir hatten einen Platz, an dem wir schlafen konnten. Was sollte da noch schiefgehen?

Am ersten Dezember rief mein Schwiegervater erneut an. Ich hätte wissen müssen, dass etwas im Busche war, da er mich und nicht meine Frau anrief.

»Der Fisch ist unterwegs«, sagte er.

»Der Fisch?«

»Ja, der Lutefisk.«

»Oh, schön«, murmelte ich. »Der Lutefisk, ja.«



»Ein Freund von mir fährt sowieso in eure Gegend, der bringt dir den Fisch.«

»Wieso denn? Es ist doch noch lange hin bis Weihnachten.«

»Aber der muss doch noch eingelegt werden«, erwiderte mein Schwiegervater. »Ich habe ihm einen Karton mit Trockenfisch mitgegeben. Erste Ware von den Lofoten. Er wird übermorgen bei dir sein.«

»Aber da bin ich nicht zu Hause«, erklärte ich. »Wir fahren für ein paar Tage weg.«

»Na, du wirst schon jemanden finden, der ihn für dich entgegennimmt.«

Ich versprach, das zu regeln. Der Nachbar würde sich drum kümmern.

Als meine Frau und ich wieder nach Hause kamen, begegneten wir unserem Nachbarn auf der Treppe.

»Ist das Paket gekommen?«, fragte ich.

»Ja, igitt, das, was da drinnen war, das war ganz vergammelt, ich habe es gleich in den Abfall geworfen. Das hat nach altem Fisch gestunken. Wie die Hunde ihn fressen.«

»Das ist Fisch«, erklärte ich. »Trockenfisch. Du hättest ihn gar nicht aufmachen sollen. Er ist für Weihnachten.«

Er ging mit mir in den Hinterhof. Wir fanden den Karton mit dem Trockenfisch ganz unten im Mülleimer. Ich brachte ihn in den Keller. Der Nachbar schaute zu, während ich ihn öffnete.

»Der ist prima«, sagte ich.

Er klopfte mit dem Fingerknöchel auf den Trockenfisch.

»Den kann man doch nicht essen.«

»Der muss erst vorbereitet werden. Muss eine Weile im Wasser liegen.«

Ich holte eine Wanne und legte den Fisch hinein. Dann goss ich Wasser dazu. Der Nachbar schüttelte den Kopf.

»Das riecht nicht gut«, sagte er.

Ich studierte den Zettel mit den Anweisungen, den mein Schwiegervater oben in den Karton gelegt hatte, und musste meinem Nachbarn zustimmen. Das roch nicht gut.

Fünf Tage später hatte der Fisch lange genug gewässert. Ich ging in den Laden direkt gegenüber und fragte nach Ätznatron. Das Mädchen an der Kasse hatte keine Ahnung, was das sein könnte. Wieder musste ich den Nachbarn fragen.

»Weißt du, wo ich Ätznatron kaufen kann?«

»Ätznatron? Das musst du nicht nehmen. Das macht moderne Abflussrohre nur kaputt. Es gibt neue Mittel, um den Abfluss frei zu kriegen. Soll ich es einmal mit meiner Rohrfeder versuchen? Meistens reicht das.«

»Ich brauche das Ätznatron nicht für ein Abflussrohr. Das ist fürs Weihnachtsessen.«

Ich musste ihm mehrere Male versichern, dass ich tatsächlich Ätznatron haben wollte. Keine Kräuter, keine Marinade, keine Gewürze und auch kein Salz. Ich brauchte Ätznatron.

Schließlich bekam ich die Adresse eines kleinen Ladens in einer Seitengasse. Dort verkauften sie altmodi-



sche Dinge wie Leinöl, Farbpulver und Chemikalien. Ich kam mit einer Dose Ätznatron nach Hause.

Der Nachbar kam mit in den Keller, als ich die Mischung zubereitete.

»Man kann daran sterben, wenn man das schluckt«, sagte er. »Ich kann nicht zulassen, dass ihr so etwas esst.«

»Wir wollen das nicht essen«, erwiderte ich. »Der Fisch soll nur weich werden. Er heißt Lutefisk, also Laugefisch. Und jetzt vermische ich sechzig Gramm von dieser Soda mit zehn Liter Wasser. Darin muss der Fisch dann zwei Tage liegen.«

»Und dann willst du ihn essen?«

»Nicht sofort. Der Fisch wird durch diese Behandlung giftig. Er muss bis Heiligabend in fließendem Wasser liegen.«

»Bis Heiligabend? Das ist ja noch fast zwei Wochen bis dahin. Du kannst doch den Fisch nicht ...«

»Doch, das muss er«, sagte ich. »So bereiten wir den Lutefisk vor.«

»Was für eine Sorte Fisch ist das eigentlich?«

»Dorsch.«

»Ich esse gern Dorsch. Vielleicht kann ich dir einen frischen besorgen.«

Ich versicherte ihm, dass dieser genau so war, wie wir ihn haben wollten. Besonders mein Schwiegervater.

Am nächsten Tag entdeckte ich, dass der Nachbar ein Schild mit einer Giftwarnung an die Kellertür gehängt hatte. Keiner sollte auf die Idee kommen, den Fisch der Norweger zu probieren. Der war giftig.

Ein paar Tage später rief meine Mutter an. Sie hatte das Fleisch eingekauft, das sie mitbringen wollte.

»Aber du musst die Steckrüben besorgen«, sagte sie. »Die können wir nicht mitbringen.«

Das Mädchen an der Ladenkasse hatte keine Ahnung, was Steckrüben waren, und ich hatte keine Lust, den Nachbarn wieder einzuspannen. Meine Frau hatte mit jemandem an ihrer Arbeitsstelle gesprochen, der meinte, wir sollten einen Bauern im Nachbarort ansprechen. Der baute Steckrüben an. Ich bekam eine Telefonnummer.

Der Bauer war sehr freundlich, als ich ihn am nächsten Morgen anrief. Er habe prima Steckrüben der besten Qualität. Wie viel ich denn brauche.

»Vier«, sagte ich. »Oder sagen wir lieber fünf. Lieber zu viel als zu wenig.«

Er murmelte etwas, während er sich das notierte.

»Ich brauche die Adresse«, sagte er. »Dann liefere ich sie heute abend.«

»Das ist ja nett«, sagte ich verblüfft.

»Na, Sie wollen sie ja wohl nicht selbst schleppen«, lachte der Bauer und legte auf.

Meine Frau war gerade nach Hause gekommen, und wir aßen, als der Nachbar klingelte.

»Da draußen ist ein Mann«, sagte er. »Er will etwas abliefern.«

»Sicher die Steckrüben, die ich bestellt habe. Will er nicht hochkommen?«

»Du solltest lieber rauskommen.«

Meine Frau kam auch mit vor die Tür. Ein Trecker mit einem großen Anhänger stand vor dem Haus. Der Mann auf dem Fahrersitz grüßte freundlich.

»Hier kommt das Futter, das Sie bestellt haben«, sagte er.

»Futter?«



»Ja, fünf Tonnen prima Steckrüben. Ihre Schweine werden sich freuen.«

»Aber – ich brauche doch keine fünf Tonnen. Nur fünf Stück.«

»Vier reichen auch«, sagte meine Frau.

Der Bauer schaute mich an.

»Soll das ein Scherz sein?«, fragte er. »Spielen wir hier versteckte Kamera? Vier Steckrüben? Was wollt ihr denn damit?«

»Wir wollen sie essen«, erklärte meine Frau. »Heiligabend.«

Der Bauer schaute von meiner Frau zu mir. Dann sah er unseren Nachbarn an.

»Die haben auch giftigen Fisch im Keller«, erklärte der Nachbar.

Ich übernahm die Aufgabe, dem Bauern norwegische Weihnachtstraditionen zu erklären. Schließlich kletterte er auf den Anhänger und suchte fünf schöne große Rüben für uns heraus.

»Tja, wenn ihr das tatsächlich Heiligabend essen wollt, dann kriegt ihr sie von mir umsonst. Aber seid ihr auch sicher, dass ihr nicht lieber etwas anderes essen wollt? Ich kann euch einen sehr guten Preis für Spanferkel machen. Aufgezogen, um zu Weihnachten geschlachtet zu werden.«

Ich lehnte dankend ab, versprach aber anzurufen, sollten wir es uns doch noch einmal überlegen.

»Vielleicht zu Silvester«, sagte ich.

Meine Frau fuhr mit einem bei der Arbeit geliehenen Wagen zwei Tage vor Weihnachten zum Flugplatz. Alle

vier kamen mit dem gleichen Flugzeug. Ich hatte selbstgemachte Pizza bereit, als die ganze Bande bei uns eintrudelte. Schwiegereltern wie Eltern waren bestens gelaunt und redselig. Die Pizza war in null Komma nichts weg. Genauso erging es einer großen Menge an Rotwein. Mein Schwiegervater ging mit mir in den Keller, um nach dem Fisch zu sehen. Er war zufrieden.

»Das sieht gut aus«, sagte er.

Meine Mutter packte das Fleisch aus der dicken Verpackung aus. Der Geruch nach gesalzenem und geräuchertem Lammfleisch durchströmte den Raum.

»Das muss in Wasser liegen«, sagte sie. »Vielleicht kannst du es ja in den Keller legen.«

Ich schüttelte den Kopf.

»Besser, wir wässern es hier in der Wohnung«, sagte ich. »Die Nachbarn sind ein bisschen neugierig. Sie stecken gern ihre Nase in die Weihnachtstraditionen anderer Leute.«

Heiligabend kochte meine Frau einen großen Topf Reisbrei. Zu Mittag. Ich lud den Nachbarn ein zu probieren. Er schaute in den Topf und schüttelte den Kopf.

»Das ist bestimmt giftig«, meinte er.

»Nein, das ist nur Milchreis«, erklärte ich. »Reis und Milch. Und ein bisschen Salz. Daran ist nichts Komisches oder Besonderes.«

»Und das wollt ihr mittags essen?«

»Ja, um ein Uhr essen wir den Milchreis. Mit Zucker und Zimt. Und trinken roten Saft dazu. Johannisbeersaft.«

»Das ist euer Mittagessen?«, fragte der Nachbar noch einmal ungläubig.



»Ja, habe ich doch gesagt.«

»Das sieht aber aus wie eine Nachspeise. Und dann noch mit Zucker und Zimt? Das ist eine Nachspeise.«

»Nein, nein. Das essen wir jedes Jahr mittags an Heiligabend. Das ist so Tradition.«

»Habt ihr vielleicht Angst, dass ihr von dem anderen Essen krank werdet, so dass ihr lieber die Nachspeise zuerst esst?«

Darauf antwortete ich nicht. Wir setzten uns alle sechs an den Tisch und aßen unseren Milchreis. Er schmeckte genauso gut wie letzte Weihnachten. Als wir in Norwegen gewesen waren.

Nach dem Mittagessen schälte ich die Rüben und schnitt sie klein. Mein Vater schälte die Kartoffeln und legte sie in Wasser. Damit alles für das Essen am Abend fertig war. Dann wollte unser Besuch gern rausgehen und sich ein wenig in der Stadt umsehen. Meine Frau wollte ihnen zeigen, wo sie arbeitete. Ich bot an, zu Hause zu bleiben, um das Fleisch zu kochen, aber meine Mutter erklärte, dass sie das lieber selbst machen wolle. Seit ihrer Heirat habe sie jedes Jahr das Pinnekjøtt zubereitet und wolle das auch gern weiter so halten. Also zog ich mit meinen Schwiegereltern, meiner Frau und meinem Vater los. Meine Mutter guckte auf die Uhr und rechnete aus, wann sie das Fleisch aufsetzen musste. Es brauche drei Stunden im Topf, meinte sie.

Als wir auf dem Rückweg waren, rief meine Mutter mich auf dem Handy an. Es war ein Mann an der Tür gewesen und hatte etwas zu ihr gesagt. Da sie die Sprache nicht verstand, hatte sie Angst bekommen und frag-

te sich, ob etwas nicht stimme. Ich versicherte ihr, dass wir uns beeilen würden, zurückzukommen.

Schon als wir das Haus betraten, schlug uns der himmlische Duft von Pinnekjøtt entgegen. So roch Weihnachten. Mir lief das Wasser im Mund zusammen. Augenblicklich tauchte der Nachbar auf.

»Gut, dass ihr kommt. Da stinkt etwas ganz schrecklich. Kocht ihr Gummistiefel und alte Wollteppiche da oben?«

»Nein«, antwortete ich, »das ist unser Essen, unser Weihnachtessen.«

»Der giftige Fisch?«

»Nein, was du riechst, das ist Fleisch«, erklärte ich. »Getrocknetes und geräuchertes Lammfleisch. Das riecht doch fantastisch.«

»Mehreren Bewohnern hier im Aufgang ist von dem Gestank übel geworden«, berichtete er.

»Ach was. Und jetzt werden wir die Steckrüben und Kartoffeln kochen. Die Rüben werden dann zerdrückt und mit der Fleischbrühe und ein wenig Milch gemischt. Und ein bisschen Mehl. Und dann werden wir den Fisch zubereiten. Der darf nicht kochen, muss nur in heißem Wasser ziehen. Und zu dem gibt es ein Mus aus getrockneten Erbsen. Die sind schon seit gestern in Wasser eingeweicht.«

»Esst ihr das alles gleichzeitig?«

»Nein, einige möchten Fleisch, und andere möchten Fisch. Und so kriegt jeder, was er will. Traditionen, weißt du.«

Der Nachbar schüttelte den Kopf und ging zu seiner Tür.



»Lass die Haustür lieber offenstehen«, sagte er. »Das Treppenhaus muss gründlich gelüftet werden.«

Mein Schwiegervater holte eine Flasche aus seinem Koffer.

»Selbstgebrannter Aquavit«, sagte er. »Norwegischer Schnaps bester Qualität, mit geheimer Kräutermischung angesetzt. Ohne den ist nicht Weihnachten. Bier und Aquavit gehören zum Weihnachtssessen.«

Ich nahm die Flasche und zwei kleine Gläser mit zu meinem Nachbarn.

»Zu einem norwegischen Weihnachtsschnaps sagst du ja wohl nicht nein«, forderte ich ihn auf. »Der ist fester Bestandteil unseres Weihnachtssessens.«

Er schnupperte an der Flasche und verzog das Gesicht.

»Da ist Kümmel drin«, sagte ich. »Und verschiedene Kräuter. Mein Schwiegervater hat ihn selbst gemacht.«

Der Nachbar probierte vorsichtig und spuckte gleich wieder aus. Dann schloss er die Tür, ohne noch ein Wort zu sagen.

»Fröhliche Weihnachten«, wünschte ich der geschlossenen Tür.

Wir hatten uns gerade zu Tisch gesetzt, als es an unserer Tür klingelte. Meine Schwiegereltern aßen Lutefisk mit Erbsbrei und gebratenem Speck. Meine Eltern aßen Pinnekjøtt mit Rübenmus. Meine Frau und ich, wir probierten von beidem. Ich stand auf, um die Tür zu öffnen.

Der Nachbar stand mit einem großen Pappkarton in den Armen draußen.

»Wir haben ein bisschen Geld für euch gesammelt und euch etwas zu essen gekauft. Mir ist klargeworden, dass ihr euren Gästen so ein Essen servieren müsst, weil du nicht arbeitest. Aber jetzt haben wir so einiges für euch eingekauft. Ein paar Würstchen, ein wenig Hähnchenfleisch, einiges an Gemüse und ein bisschen Wein. Damit du das andere wegwerfen und etwas Leckeres kochen kannst.«

»Aber unser Essen ist gut«, sagte ich. »Und außerdem ist es Tradition bei uns.«

»Bei uns ist es Tradition, dass niemand zu Weihnachten krank werden soll«, erwiderte der Nachbar. »Fröhliche Weihnachten!«

*Aus dem Norwegischen von Christel Hildebrandt*